

Susan Schwartz

Kampf um Carrach

Roman

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Die Einschrumpffolie – zum Schutz vor Verschmutzung –
ist aus umweltverträglichem und recyclingfähigem PE-Material.

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2010 by Pabel-Moewig Verlag GmbH, Rastatt
Redaktion: Sabine Kropp / Klaus N. Frick
Reihenkonzept: Susan Schwartz
Einbandgestaltung: Herbert Ahnen, animagic, Bielefeld
Illustration: Dirk Schulz
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2010
Buch-Nr: ??????
www.derclub.de

Prolog

Was des einen Erlösung, ist des anderen Auflösung

Tief in seinem Inneren hatte Alebin gewusst, dass es eines Tages so kommen musste. Zu viele Feinde, allen voran der Getreue, der ihn mit dem Tabu behaftet hatte. Dank der Tricks, die Merlin ihm beigebracht hatte, wusste er längst, dass seine Nemesis auf der Suche nach ihm war.

Und deswegen hatte er sich darauf vorbereitet. Schon damals, als er noch jung und aufstrebend gewesen war, hatte er vorgesorgt. Von Anfang an hatte er Rückversicherungen gebildet. Wesen, die ihm einen Gefallen schuldeten. Orte, die er präpariert hatte ... Und er hatte sich selbst geschützt, nachdem Merlin ihm das Furchtbarste angetan hatte, was einem Elfen zustoßen konnte. Es war die letzte Lektion des Zauberers gewesen, und er hatte sie sehr wohl begriffen und niemals vergessen: Nichts war sicher; man musste gegen alles gewappnet sein, sogar gegen den Tod.

Auch wenn Nemesis bereits das Urteil verkündet hatte. Oder gerade dann.

Alebin schritt über die Schwelle nach Annuyn, wo der Graue Mann Samhain ihn erwartete. Der Schotte hatte nach seinem Tod nichts vergessen, er erinnerte sich an alles. Genau das wusste der Herr der Schatten und Toten, deshalb war sein Gesicht düster und verhielt nichts Gutes.

Und tatsächlich sprach er mit grauer Stimme: »Du bist hier nicht willkommen.«

»Nemesis schickt mich«, erwiderte Alebin kühn. »Ich habe das Recht, hierherzukommen. Und noch mehr. Ich bin ein Elf hohen Geblüts, ich habe das Recht auf drei Fragen.«

Um zurückzukehren. Das höchste Gesetz der Elfen, das er in Anspruch nehmen durfte. Dieser Vorgang würde nicht allzu lange dauern. Alebin war in den Disziplinen ausgebildet, gewieft und mit allen Wassern gewaschen. Nicht einmal der Tod konnte ihm etwas anhaben. Dafür hatte er gesorgt. Es gab Regeln! Die gab es immer.

»Wer, glaubst du wohl, hat das wahre Anrecht darauf?«, fragte Samhain.

»Ist das schon die erste Frage?«, versetzte Alebin frech.

»In der Tat«, erklang eine zweite, heisere, aus der Totengruft hallende Stimme, und nun wurde es Alebin doch ein wenig ungemütlich in seiner Schattenhaut.

»W... was für ein unerwartetes Vergnügen«, stieß er hervor und *erschauerte*, ja, das tat er, in Annuyn, als *Toter*, unter dem Eishauch, der ihm entgegenschlug.

Samhain neigte leicht das graue Haupt vor dem Neuankömmling. »Ich habe dich erwartet. Ich grüße dich.«

»Ich grüße dich ebenfalls«, gab der Getreue zurück. »Doch mein Besuch ist nur von kurzer Dauer.« Er wies auf Alebin.

Dieser war verunsichert. Wie kam der Kapuzenkerl an diesen Ort? Konnte der etwa in Annuyn ein und aus gehen, wie es ihm beliebte? Das war in Alebins Planungen nicht einkalkuliert. Und dass Samhain den Vermummten nicht sofort wieder abwimmelte, gefiel ihm noch weniger. Die beiden schienen ziemlich vertraut miteinander ...

»Meine Antwort«, begann der Elf, doch der Getreue unterbrach ihn mit einer unwirschen Handbewegung.

»Daran ist niemand interessiert.«

»Aber ...«

Alebin stolperte zurück, als der Getreue ihm mit einem schnellen Schritt sehr nahe kam. Bandorchus Liebhaber überragte ihn um mehr als Haupteslänge und wirkte dadurch nur noch bedrohlicher. Sein Umhang, schwärzer als die finsterste Nacht, schlug wie eine wütende Katze nach ihm.

»Wieso, glaubst du, hat deine Nemesis dich eingeholt?«, fragte der Mann ohne Schatten zischend. »Nachdem du aus Lyonesse geflohen bist, habe ich das Tabu aufgehoben, und du bist genau dorthin gerannt, wo ich dich haben wollte!«

»Äh ...«

»Hast du tatsächlich angenommen, *mir* entkommen zu können?«

»Niemand fängt mich«, flüsterte Alebin. »Niemand kann mich festhalten.«

»Dann bin ich Niemand.« Alebin wusste, dass der Getreue, obwohl sein Gesicht unter dem Kapuzenschatten verborgen war, dämonisch grinste. Hatte er diese Begegnung also geplant? Aber das war unmöglich! Das konnte keine Falle gewesen sein!

»Ich vergesse niemals, und ich übe selten Nachsicht«, fuhr der Getreue fort. »Nicht, wenn es sich um solche Verbrechen handelt wie bei dir, Alebin. Du bist verantwortlich für den Ausbruch von Ragnarök und Lokis Tod.«

»Er hat dir wohl viel bedeutet, hm?«, entfuhr es Alebin, und dazu grinste er den Getreuen boshaft an. *Ich bin verrückt*, dachte er. *Tot und verrückt. Ich lege mich immer noch mit diesem Kerl an. Aber ich kann nicht aus meiner Haut.*

Eiskalter Hass ging von dem Getreuen aus und fuhr Alebin bis ins Innerste.

»Mehr, als du dir vorstellen kannst«, fauchte der Mann ohne Schatten.

Zum ersten Mal sprach auch Samhain wieder. »Er hat

uns allen viel bedeutet, du armseliger Narr. Loki war der Lebensbringer.«

»Odin und seine Genossen haben es ihm aber schlecht gedankt«, bemerkte Alebin. »Denen habe ich einen Gefallen getan ...«

»Die sind nicht hier, um für dich zu sprechen«, unterbrach der Graue Mann. »Keiner ist hier. Du bist allein.«

»Das war ich doch immer!«, schrie Alebin. »Wenn Einsamkeit einen Namen hat, so ist es der meine! Ich verlange meine drei Fragen, und ich verlange meine Rache!«

»Rache ...«, hauchte es von ferne.

Dann kamen sie heran. Schatten – so viele, dass Alebin sie nicht mehr zählen konnte. Sie strömten von überall aus dem grauen Land, in dem die Zeit keinen Einzug gehalten hatte. Die grauen Bäume trugen graue Blätter, Blüten und Früchte. Das graue Gras wuchs. Wenn die Welten starben, blieb Annuyn wohl als einzige übrig. Wie war das möglich?

»Rache ...«, wiederholten die Schatten.

Einige besaßen vertraute Gestalt. Alebin erkannte ein paar wieder, wusste von manchen noch den Namen. Es waren viele, so viele, die seinetwegen in Samhains Reich waren. Ein langes Leben, viele Tode.

Der Getreue hielt die Toten mit einer Handbewegung auf, und sie blieben stehen. Nur ein Schatten trat noch ein Stück näher, und auf seinem Kopf schimmerte ein Geweih silbrig.

»Ainfar?«, fragte Alebin verdutzt. »Kleiner Bruder, du hier? Das wusste ich nicht ...«

»Er kommt, um seinen Bruder abzuholen«, sagte der Getreue.

»Mich? Ich bin gerührt. Aber ich kann nicht blei...«

»Wer redet von dir?«

Das verschlug Alebin die Sprache. Entsetzt sah er, wie Samhain sich umdrehte und ging. »Das geht nicht!«, rief er. »Zuerst meine Fragen!«

»Du hast kein Anrecht darauf«, erwiderte der Graue Mann, ohne sich ihm zuzuwenden. »Dich gibt es nicht mehr.«

»Was? Aber ... Geh nicht fort! Lass mich nicht allein mit ... mit ...«

Alebin stieß einen Schrei aus, als der Getreue plötzlich seine Schattengestalt packte.

»Merlin hat es durch seine Hellsichtigkeit geahnt«, zischte der Vermummte. »Er hat dir eine zweite Chance gegeben. Doch anstatt dir deinen Schatten zu verdienen, hast du dir einen geraubt – und durch Brudermord eine unverzeihliche Blutschuld begangen!«

Alebin geriet in Panik. »Lothyncam bat mich darum. Er wollte erlöst werden!«

»Und hast du das etwa?«, fragte der Getreue mit bebender Stimme. Der Boden erbebte unter seinem Zorn. »Im Gegenteil! Du hast deinem Bruder Annuyn verwehrt, hast ihn gezwungen, mit dir zu gehen und als Schatten in der Welt der Lebenden zu verweilen! Kannst du dir vorstellen, welche Pein er all die Jahrhunderte durchleiden musste? Welche Qualen er erduldet, obwohl er schuldlos war? *Das* ist dein größter Frevel, Alebin! Er gebar deine Nemesis, und als du ins Niemalsland geflohen bist, hat dein Schatten sie auf deine Fährte gerufen!«

»Nein!«, heulte Alebin auf. »Merlin hat mir meinen Schatten genommen, das war die größte Qual und der Beginn des Verbrechens! Er sagte, ich sei der Auserwählte!«

»Du hättest es sein können.«

»Er hat sich geirrt, der unfehlbare Zauberer und Manipulator! Denkst du, ich weiß nicht, *wer* auserwählt ist? Wieso werde ich bestraft, weil ich es nicht bin?«

»Du hast nie verstanden, weil du Merlin nicht zugehört hast! Du hättest dir deinen Schatten verdienen können, stattdessen hast du nur an deine Rache gedacht. Doch nun werde ich Gerechtigkeit und Gleichgewicht wiederherstellen.«

»Andere Worte für deinen Rachedurst! Und macht dich das besser als mich?«

»Mit dir werden Hass und Vergeltung vergehen. Dein Gift wird getilgt, so wie Merlins Schuld. Und ... die meine. Ich erlöse dich jetzt ebenso wie deinen Bruder. Sei dankbar um das, was ich dir gewähre, du warst nie so milde. Dir wird vergeben, Alebin, denn du hast deinen Sinn verloren.«

Und dann entriss er Alebin den gestohlenen Schatten seines Bruders. Alebin war, als würde ihm die Haut bei lebendigem Leibe abgezogen. Er schrie gellend, während die eine Hand des Getreuen ihn unentrinnbar festhielt und die andere an ihm ruckte und zerrte, dass die Nähte mit schrillum Klang platzten. Es sah aus, als ob Alebin entzweigerissen würde.

Schließlich hielt der Getreue eine dünne Schattengestalt in der einen Hand und in der anderen nur noch eine schlaffe, blasse Hülle.

Der Schatten mit dem Hirschgeweih trat näher, und der Getreue hielt ihm den schmalen Schemen hin. »Nimm deinen Bruder Lothyncam mit dir«, sagte er. »Und der-einst, wenn alles zu einem guten Ende gekommen ist und ihr zu euch gefunden habt, seien euch die drei Fragen gewährt. Begebt euch jetzt in die Obhut Samhains, er erwartet euch.«

»Danke«, hauchte der Schatten Lothyncams erlöst. Er folgte Ainfars Schatten zum Schloss des Grauen Herrn, und bereits auf dem Weg gewann er an Substanz.

Vom schattenlosen Alebin, dem der Getreue sich nun zuwandte, war allerdings nicht mehr viel übrig. »Deine Zeit ist vorüber«, sagte der Verhüllte mit tiefer, ruhiger Stimme, in der keine Kälte mehr lag. »Nun geh.«

Mit einem letzten Seufzen löste sich die Hülle auf.

1 Novembernebel

Was für eine Stadt!«, rief John Jason Miller-Billingham III. enthusiastisch, als sie London Eye verließen.

»Und ob, mein Lieber«, stimmte ihm seine Frau Esther zu, geborene Ecclestand. »Die Mischung aus Alter und Moderne erscheint kontrovers und bizarr, aber hier funktioniert es auf eine geheimnisvolle Weise.«

Die beiden gut situierten Mittfünfziger stammten aus Manchester und gönnten sich anlässlich ihres fünfundzwanzigsten Hochzeitstages eine Kurzreise nach London. Kaum zu glauben, aber wahr – die beiden hatten bis dahin ihr ganzes Leben in Manchester und Umgebung verbracht. Sie hatten keinen Anlass gesehen, irgendwohin zu reisen. Beide waren behütet in Mittelstandsfamilien aufgewachsen und erstrebten nicht mehr. Aber nun hatten sie den großen Schritt gewagt, sich in den Zug gesetzt und waren zur Victoria Station gefahren. Dort war alles sehr vertraut englisch – zumindest an der Victoria Street. Aber schon danach waren sie vom hektischen Chaos einer Metropole umgeben, das sie unwiderstehlich mit sich riss.

Es war schon fast dunkel geworden und der Platz rund um das größte Riesenrad der Welt nahezu verwaist, aber nur ein paar Schritte weiter am South Bank Centre herrschte fröhlicher Trubel. Der Gebäudekomplex war an Hässlichkeit kaum zu überbieten, aber innen gab es jede Menge Unterhaltung, Kultur und Entspannung: Theater, Konzerthallen, Kinos, Bars, Restaurants, verträumte Cafés und ein paar versteckte Kunstgalerien.

John Jason und Esther staunten, wie viele junge Leute aus aller Herren Länder sich dort aufhielten. Einige Auführungen waren kostenlos und vor allem die Spielsalons brechend voll. Nach einer Weile fanden die Eheleute zwei freie Plätze in einem Café, bestellten sich ein Wasser für die Dame und ein Bier für den Gentleman und betrachteten fasziniert die vielen Menschen, die anscheinend alle wussten, wohin sie wollten und warum und wie schnell sie dahin gelangten.

»Eine völlig fremde Welt«, bemerkte John Jason nach einer Weile. »Ich hätte das nie gedacht, aber ich glaube, genauso gut könnte man auf einen anderen Planeten reisen.«

»Immerhin können wir uns sprachlich verständigen«, sagte Esther und fächelte sich mit einer Serviette Luft zu.

»Zumindest radebrechend, denn wer ist hier schon gebürtiger Engländer?« John Jason schlürfte sein Bier.

Sie zuckten beide leicht zusammen, als sich plötzlich unaufgefordert jemand zu ihnen setzte. Ein haariger Typ, man konnte es nicht anders sagen. Ungepflegte braune Zotteln, ähnlich wie aufgedröselte Rastalocken, ein wild wuchernder Bart, tief liegende, ein wenig unheilvoll glühende Augen.

»Ich bin ein gebürtiger Engländer«, sagte der Mann mit rauer Stimme. Als er merkte, dass das gut gekleidete Paar ihn irritiert anblickte, hob er den Ellbogen übertrieben hoch und hielt ihnen die nach unten gestreckte Hand hin. Er trug einen Anzug, der völlig verschlissen und mehrmals dilettantisch geflickt war. Dazu ein rotgelb kariertes Hemd, eine grün-gelb gestreifte Fliege und klobige, staubige Schuhe. »Verzeihung. Ich kam nicht umhin, Ihre Unterhaltung mit anzuhören.« Seine Nase zuckte und bewegte sich unaufhörlich. »Ich habe sehr feine Ohren, wissen Sie, und ich höre selten derart gepflegtes Englisch.«

Weder Esther noch John Jason ergriffen die dargebotene Hand. Vielmehr runzelte der Gentleman die Stirn, die Dame kräuselte die Nase, und sie rückten beide ein wenig vom Tisch ab.

Der struppige Mann ließ die Hand fallen. »Mein Name ist Boone«, stellte er sich vor. »In London geboren und aufgewachsen – und immer noch hier. Das treffen Sie nicht oft, kann ich Ihnen versichern.«

»Dann wollen Sie sich wohl als Touristenattraktion verkaufen?«, fragte John Jason mit hochgezogener Braue. Esther tupfte sich den Mund mit der Serviette ab.

Boones Zunge fuhr hektisch über seine Lippen. Nun zuckten auch seine ziemlich großen Ohren. Seine Blicke huschten flink durch den Raum. »Sie sind gut, Mann«, sagte er grinsend, was allerdings mehr wie Zähnefletschen aussah. Seine Zähne waren äußerst groß und weiß. Er schüttelte den Kopf und kratzte sich heftig hinter dem Ohr.

Esther und John Jason waren beide deutlich indigniert.

»Sagen Sie«, begann Esther süffisant, »hat Ihr Herrchen Sie denn absichtlich von der Leine gelassen, oder sind Sie ausgebüxt?«

»Hähä«, lachte Boone. Er schien es der Dame nicht übel zu nehmen. »Wo kommt ihr beide denn her?«

»Manchester«, antwortete John Jason, bevor Esther ihn anstoßen konnte.

»Mancunians, sosooo«, stieß der seltsame Mann gedehnt hervor. »Na, mir soll's recht sein.« Er klatschte die Hände flach auf den Tisch und leckte sich erwartungsvoll die Lippen. Fehlte nur noch, dass er sabberte. »Was wollen wir trinken?«

»Nichts, Mister Boone«, antwortete John Jason kühl. »Wir haben keine Einladung ausgesprochen.«

»Aber ich!« Boone hielt einen Kellner auf. »He, du, Champagner, aber ein bisschen plötzlich!«

Der Kellner sah ihn misstrauisch an. »Und wer übernimmt die Rechnung, Sir?«

»Na, ich!« Boone kreischte fast vor Vergnügen, zog ein Bündel 20- und 50-Pfund-Noten aus der speckigen Hosentasche und wedelte damit vor dem Kellner herum. »Reicht das?«

Der Kellner nahm zwei 50-Pfund-Noten und nickte. Fast ein Kopfneigen. »Sie werden sofort bedient, Sir, und zwar zu Ihrer Zufriedenheit.«

»Drei Gläser!«, schrie Boone hinterher und trommelte mit den Fingern auf den Tisch. »Wuu-huu, das nenne ich mal einen freudigen Anlass. Wann treffe ich schon auf zwei gediegene Engländer aus Manchester!«

»Ist heute Vollmond?«, wandte Esther sich an ihren Mann.

»Ich glaube, wir sollten ...«, setzte der an, verstummte jedoch erschrocken, als Boone erneut und diesmal heftig auf die Tischplatte schlug.

»Sitzen bleiben! Das dürft ihr nicht versäumen.«

Die beiden machten keine Anstalten mehr, aufzustehen.

Boone beugte sich zu Esther hinüber und grinste sie gleichermaßen schelmisch wie anzüglich an. »So einer bin ich nicht, Süße«, raunte er ihr zu. »Ich hab viel mehr drauf.« Er hob ihre Hand und führte sie an seine Lippen, allerdings ohne sie zu berühren.

»Finger weg!«, drohte John Jason, dessen Gesicht schmal und bleich wurde.

»Sonst ...? Willst du mir den Fehdehandschuh hinwerfen?« Boone winkte ab und fläzte sich in den Stuhl. »Den hab ich schon so oft gekriegt, Mann, das kann ich gar nicht mehr zählen. Aber unsereiner geht nicht so schnell kaputt.«

Das englische Paar wirkte nun deutlich verunsichert, aber nicht verängstigt.

»Ah! Der Champagner!« Überschwänglich empfing

Boone den Kellner. Ringsum herrschte immer noch lebhafter Betrieb, sodass sich niemand um die seltsame Gesellschaft kümmerte.

»Sagen Sie ...«, versuchte John Jason es erneut. Boone unterbrach ihn mit heftig wedelnden Händen.

»Mein lieber Freund, ich habe Sie eingeladen, und nun stoßen Sie mit mir an! Lass nur, *waiter*, ich mach das schon.« Damit nahm er dem Kellner die soeben geöffnete Flasche weg und goss großzügig ein. Das edle Getränk schäumte in den Gläsern, was bei Esther einen missbilligenden Seufzer auslöste. »Was denn, mach ich was falsch?«, fragte Boone sie gut gelaunt.

»Allerdings, Sie Prolet«, antwortete sie scharf.

»*Reicher* Prolet«, korrigierte er.

»Wer's glaubt.«

Boone ging nicht darauf ein, sondern stieß klirrend an die klebrigen Gläser. Den beiden blieb nichts anderes übrig, als mitzumachen. »Sie haben sich mir noch gar nicht vorgestellt«, sagte ihr Wohltäter tadelnd und drohte mit dem erhobenen Zeigefinger. »Das ist sehr unhöflich, Mister John Jason Miller-Billingham der Dritte.«

Esther verschluckte sich und hustete in die vorgehaltene Hand. John Jason war zwischen Schock und Faszination hin- und hergerissen. »Wer sind Sie?«, fragte er düster. »Woher wissen Sie über uns Bescheid?«

»Aber hören Sie, das ist doch wirklich nicht allzu schwer.« Boone zeigte seinem Gegenüber breit grinsend die lederne Brieftasche mit den Initialen MB III. »Ihr Führerschein ...«

John Jasons Nasenrücken wurde weiß vor Zorn. Er riss Boone die Brieftasche aus der Hand und stellte fest, dass nicht ein Schein mehr darin war. »Sie ... verdammter Dieb!«

Boone hob die Schultern. »Was soll's? Die liebebreizende Esther hat mir sowieso nicht geglaubt.«

»Geben Sie meinem Mann sofort das restliche Geld zurück!«, forderte sie ihn empört auf.

Boone sah sie mit traurigem Hundeblick an. »Wenn Sie darauf bestehen ...« Er warf John Jason die Scheine über den Tisch und lachte schallend, als habe er einen guten Witz gemacht.

Der Gentleman stieß beinahe sein Glas um, während er die Banknoten auffing. Champagner schwappte über und tränkte die Tischdecke. Esther wich hastig zurück, bevor ihr feines Kostüm davon benetzt wurde. »Was wollen Sie nur von uns?«, fragte ihr Mann laut und so wütend, dass sich einige Gäste an den Nebentischen zu ihnen umdrehten.

»Champagner trinken!«, verkündete Boone strahlend und goss nach. »Los, stoßen Sie mit mir an, nun, da wir Freunde geworden sind!«

»Wir hätten doch nach Crosby fahren sollen, wie Mommy uns geraten hat«, murmelte Esther und trank das Glas auf ex aus.

Boone starrte sie bewundernd an und schenkte ihr wieder ein. »Ma'am, Sie haben einen Zug drauf, der mir gefällt!«

Sie schien ihn nicht zu hören und kippte das nächste Glas. »Da gibt es Strand und Ruhe, na schön, im November nicht so berauschend, aber dann gehen wir halt in die Ince Woods, Pilze suchen.« Sie hielt sich die Serviette erneut vor den Mund, da sie einen Schluckauf bekam.

Beschützend legte John Jason seine Hand auf ihre und drückte sie. »Boone.« Er sah den struppigen Mann eindringlich an. »Kommen Sie endlich zur Sache, meine Geduld ist erschöpft und die meiner Frau ebenso.«

»Also schön.« Boone rückte nah an den Tisch und setzte eine ernste Miene auf, die ihn noch wölfischer aussehen ließ. »Ich will wirklich nichts weiter als Ihre Gesellschaft und diese Flasche Champagner. Sie sind echte

Mancs, und ich bin waschechter Londoner. Nur Leute wie Sie sind für mich von Belang, niemand sonst. Frisch und unverbraucht. Sie duften nach Unschuld und Bravheit. Ihr Leben verlief in stetig gleichen Bahnen, Sie sind ausgeglichen. Mehr kann ich mir nicht wünschen.«

»Ich verstehe nicht ...«

»Natürlich nicht, Sterblicher. Das tut keiner von euch. Aber unsereiner muss sehen, wo er bleibt. Der Krieg ist ausgebrochen, verstehen Sie? Und ich brauche Kraft. Ich plane zu verschwinden. Nicht nur aus Middleark, sondern überhaupt aus London. Crosby wäre da geeignet, sagten Sie, Ma'am?«

»Hick! Ja.«

»Ist es da hübsch?«

»Es ist nicht allzu groß, möchte ich meinen. Sie als Londoner würden es als verschlafenes Nest bezeichnen, vor allem um diese Jahreszeit.«

»Friedlich?«

»Oh ja.«

»Herrlich.« Boone streckte seine Pranken aus. »Reichen Sie mir Ihre Hände.«

Die Mittfünziger gehorchten, ohne zu zögern. Sie wussten nicht, dass sie ohnehin keine Wahl mehr hatten. Boone schloss die Augen, sobald der Kontakt geschlossen war, und dann flossen feine, weißliche Fäden von den beiden Menschen auf ihn über.

Als er die Augen wieder öffnete, hatte sich sein Äußeres völlig gewandelt. Ein glatt geschniegelter und gebügelter junger Mann saß dem Paar nun gegenüber und lächelte es gewinnend an. Frisch rasiert, die dunklen Haare kurz und gepflegt, mit dem angemessenen Maß Gel. Sogar der zweireihige dunkelblaue Anzug mit Seidenkrawatte saß wie angegossen und war funkelnagelneu. Im feinen Leder seiner Schuhe konnte man sich spiegeln. »Sehen Sie? Ich hatte recht. Oh, ich danke Ihnen!« Er sprang federnd auf, beugte sich über Mistress

Miller-Billingham, nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und küsste sie auf ziemlich unbrüderliche Weise auf den Mund. Sie war so verblüfft, dass sie keinen Ton sagte, geschweige denn sich zur Wehr setzte. Als er sie wieder losließ, sah sie ihn mit einem seltsamen Ausdruck an.

Dann packte Boone John Jasons Rechte und schüttelte sie leidenschaftlich. »Auch Ihnen gebührt mein Dank, Sir! Sie haben mich so richtig aufgemöbelt.«

»Ich bin ein bisschen müde ...«, gestand der Mancunian mit schläfrigen Augen.

»Oh! Ja, ich weiß. Aber das gibt sich schnell, deswegen habe ich den Champagner bestellt. Sie müssen unbedingt noch etwas trinken! Ihre Frau hat es schon richtig gemacht.« Boone nötigte den Gentleman, sein Glas zu leeren.

»Wer sind Sie?«, stellte Esther zum wiederholten Mal die Frage.

Boone schob die Haare hinter sein Ohr zurück.

Ihr stand daraufhin ganz undamenhaft der Mund offen.

»Aber sagen Sie's keinem weiter!«, wisperte er und zwinkerte ihr zu. »Ich bin ein Rückwandler. Wenn die Kräfte mich verlassen, verwandle ich mich von diesem edlen, hoch entwickelten Wesen nach und nach in eine barbarische, primitive Kreatur. Wenn ich nicht rechtzeitig eingreife und mich wiederherstelle, kann das böse enden – indem ich vergesse, wer ich bin, und irgendwann für immer grunzend im Fell herumlaufe.«

»Sie Armer!«, sagte sie mitfühlend.

»Tja, wem sagen Sie das? Und das hab ich allein meinem Vater zu verdanken. Meistens sind die Väter schuld, wussten Sie das?«

»So gefallen Sie mir jedenfalls bedeutend besser. Und auch Ihre Manieren sind ganz ordentlich geworden.«

»Herzlichen Dank. Nun muss ich aber wirklich los, denn die Straßen sind in diesen Tagen alles andere als sicher. Sie sollten auch bald ins Hotel gehen! Hier sind

noch ganz andere als ich unterwegs ...« Boone führte die Hand zum Abschied an die Stirn und gestelzt wieder weg, fast wie bei einem militärischen Gruß, lächelte noch einmal und war verschwunden.

»Dann lass uns mal auf unseren Hochzeitstag anstoßen«, sagte Esther zu ihrem Mann, goss nach und stieß mit ihrem Glas sacht an seines. »Was bezahlt ist, wird auch getrunken. Hicks!«

John Jason war immer noch sprachlos, prostete seiner Gattin dennoch zu und trank.

»Was ist da eben passiert?«, fragte er später auf der Straße. Inzwischen war es ganz dunkel, und sie machten sich auf den Weg zur Waterloo Station. Dicker Nebel wallte ihnen aus den Seitengassen entgegen und trieb über die Hausdächer. Die typische englische Suppe, die von den Straßenlaternen kaum durchdrungen werden konnte.

»Ich habe keine Ahnung, mein Lieber«, antwortete Esther unbekümmert. »Sicher hat uns jemand einen Streich gespielt. Den Fulbert-Worthingtons würde ich das zutrauen.«

»Lord James und Henry? Stimmt. Die werden nie erwachsen, keines ihrer Dinner vergeht ohne Dummejungenstreiche.«

»Das macht sie so amüsant. Und nicht zu vergessen: Sie sind unsere besten Freunde.«

John Jason wirkte nun deutlich erleichtert, was nicht zuletzt am Champagner liegen mochte, den er schnell hinuntergeschüttet hatte und der ihm den Kopf so angenehm leicht machte. Außerdem hatte er das Gefühl, als ob seine Füße über dem Nebel schwebten und nicht länger den Boden berührten. »Ja, das waren sie gewiss. Ein Rückwandler ... Wir müssen herausfinden, was damit gemeint ist.«

Esther hakte sich bei ihrem Mann unter. Die Atmo-

sphäre der nächtlichen Stadt war schaurig-schön. Hell erleuchtet stach das London Eye durch den dahintreibenden Nebel, und ab und zu gab es klare Sicht, ein scharfer Kontrast zum verschwommenen Dunstvorhang. Als dabei einmal der Blick auf den Himmel frei wurde, blieb die Mancunian stehen. »Jason, der Himmel da oben ...«

Sein Blick folgte ihrem Fingerzeig, doch das Nebelloch hatte sich schon wieder geschlossen. »Was denn, Herzblatt?«

»Ach, nichts. Für einen Moment hatte ich den Eindruck, als würde er flackern.«

»Eine Folge des Champagners und eines anstrengenden Tages. Wir sind gleich bei der Tube, und dann nichts wie aufs Zimmer.«

»Es ist aber noch recht früh«, protestierte sie.

Er grinste schelmisch. »Wir können ja *nachher* nochmal ins Hotelpub.«

In ihre Augen trat ein Funkeln, das er schon seit über zwanzig Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ja, es war eine gute Idee gewesen, einmal etwas Verrücktes zu tun und nach London zu fahren.

Sie kamen an einem dunklen Treppenabstieg vorbei und zuckten zusammen, als plötzlich eine Gestalt von unten emportaumelte. Ein Mann in abgerissener Kleidung, mit strähnigen Haaren und dreckigem Hut – offensichtlich ein Obdachloser.

»Helfen Sie mir!«, rief er und streckte die Hände nach den Spaziergängern aus.

John Jason packte Esther fest am Arm und zog sie weiter, ohne einen weiteren Blick auf den Mann zu verschwenden. Beide beschleunigten ihren Schritt.

Der Obdachlose humpelte hinter ihnen her, seine Stimme nahm einen immer flehenderen Klang an. »Bitte, bitte, gehen Sie nicht weg! Helfen Sie mir. Ich weiß nicht, wohin! Sie sind hinter mir her ...«

Das Paar ging hastig weiter, schweigend und ohne sich umzudrehen. Die schaurige Romantik des Nebels verging und machte einem kalten Entsetzen Platz, das mit feuchtklammern Fingern nach ihnen griff.

»So warten Sie doch ... Hören Sie mir endlich zu!«

Auf einmal war der heruntergekommene Mann bei ihnen! Mit zwei Sätzen holte er sie ein und packte Esther am Arm. Sie schrie auf und riss sich heftig von ihm los. John Jason fuhr herum, schob sich vor seine Frau. »Was wollen Sie denn, Mann?«, herrschte er den Obdachlosen an.

Der Bettler zog leicht den Kopf ein. »Helfen Sie mir«, wiederholte er flüsternd.

»Sie wollen ein Almosen? Bitte, hier haben Sie eins!« John Jason fischte nach seiner Brieftasche, aber der Mann hob abwehrend die Hände.

»Kein Almosen, Sir. Nehmen Sie mich einfach ein Stück mit. Ich will nicht allein sein, ich brauche Schutz ...«

»Sehen wir vielleicht aus wie Bodyguards? Hören Sie, wir sind aus Manchester und im Urlaub. Lassen Sie uns in Ruhe, und wagen Sie es ja nicht, meine Frau derart zu belästigen!« John Jason drohte dem Mann mit ausgestrecktem Arm und erhobenem Zeigefinger, während er Esther an die andere Hand nahm und sie drängte weiterzugehen. »Stellen Sie Ihre Verfolgung ein, klar? Ansonsten sehe ich mich nämlich genötigt, Sie anzuzeigen!«

Der Obdachlose fiel auf die Knie und faltete die Hände wie zum Gebet. »Ich bitte Sie, Sir, nur ein paar Meter, wohin auch immer Sie wollen! Ihr Licht gibt mir Schutz. Ich möchte einfach innerhalb Ihres Kreises bleiben!« Dann fing er an zu weinen. »Lassen Sie mich nicht allein!«

»Ich habe genug!« John Jason warf ihm eine 10-Pfund-Note hin. »Leben Sie wohl!«

Das Paar eilte in den Nebel davon.

Esther blieb schlagartig stehen, als sie einen schrecklichen, fast unmenschlichen Schrei hinter sich hörte. »Um Gottes willen, Jason, wenn das der Mann war ...«

»Dann können wir jetzt auch nichts mehr tun«, murmelte er und zog sie weiter. »Nicht auszudenken, falls er überfallen wurde! Esther, ich habe Geld bei mir, und du bist eine Frau ... Wir dürfen nicht zurück.«

»Aber der Mann ...«

»Das ist ein armer Tropf, ja, aber du bist mir wichtiger. Los jetzt, wir sind gleich da.«

Sie konnten kaum mehr etwas erkennen, die Suppe wurde immer dicker. Seltsame Geräusche klangen durch den Nebel, wenngleich keine anderen Menschen in der Nähe waren. Trotz der frühen Abendstunde schienen sie die einzigen Leute weit und breit zu sein. Auch in dem großen Kreisel der Waterloo/York Road herrschte gährende Leere – kein Auto unterwegs. Wo waren nur alle? John Jason und Esther hielten sich rechter Hand und hasteten an dem großen, hell erleuchteten IMAX-Kino vorbei.

Esther krallte die Hand in den Mantel ihres Mannes. »Ich habe Angst, Jason«, stieß sie hervor.

»Unsinn, das macht der Champagner«, erwiderte er fast grob, doch in seiner Stimme lag selbst ein leises Zittern.

Die Luft über ihnen fing an zu brummen, als zöge ein Flugzeug darüber. Oder ein Hubschrauber?

Ein zweiter Schrei erklang, diesmal ganz in der Nähe, und dann rannte eine Gestalt aus dem immer noch vom IMAX angestrahlten Nebel auf sie zu und ruderte heftig mit den Armen. »Weg hier, weg, schnell! Sie kommen!« Eine weitere Gestalt folgte der ersten und rief verzweifelt: »Warte doch auf mich, ich kann nicht so schnell!«

Auch diese Menschen sahen wie Obdachlose aus. Die Augen in den schmutzigen Gesichtern waren weit auf-

gerissen und rollten in ihren Höhlen. Die Männer hatten offensichtlich vor irgendetwas entsetzliche Angst.

»J... Jason«, stammelte Esther.

»Nur ruhig, nur ruhig«, murmelte er. »Ich kann die Station schon sehen ...«

Und wirklich: Das U-Bahn-Schild mit der Aufschrift »Waterloo« leuchtete bereits verschwommen durch den düsteren Dunst.

Als der erste Mann an ihnen vorbeirannte, begann das Licht zu flackern. »Sie kommen herauf!«, schrie der Fremde. »Verflucht sind wir alle, nichts ist mehr sicher. Der Untergang ist nahe!«

»Warte, warte doch!«, wiederholte der zweite Obdachlose, dessen Abstand immer größer wurde.

John Jason packte seine Frau und drückte sie hastig an eine Mauer. Plötzlich tauchten weitere Schemen im nunmehr unnatürlich aufleuchtenden Nebel auf und folgten den Obdachlosen.

Und sie hatten keine menschlichen Konturen!

Von überall her flossen sie heran und schienen durch den glühenden Nebel zu schweben: unförmige, sich ständig verformende Schatten, begleitet von tiefen, schaurigen Tönen, die um sie herumschwangen.

»Lauf! Lauf!«, rief der erste Mann, beschleunigte seinen Schritt und wedelte heftig mit den Armen durch die Luft. Ohne nach rechts oder links zu schauen, rannte er quer über die Straße.

»Waaaarte!«, heulte sein Partner und streckte die Arme aus, doch es war zu spät. Mit einem Mal waren die Schemen rings um ihn! Zitternd blieb er stehen. »Lass mich in Ruhe! Ich hab euch nichts getan. Ich hab *nemandem* was getan!«

Das Dröhnen nahm zu, lähmte fast das Gehör. John Jason und Esther waren zu keiner Regung fähig, während der umzingelte Obdachlose wild um sich hieb. »Nein! Nein!« Da schlug der erste Schemen blitzschnell

zu, und er schrie gellend auf. Zwei andere griffen nach seinen Beinen, während er stürzte, und zerrten ihn mit sich, zurück in den glühenden Nebel. Der Obdachlose klagte und flehte jämmerlich, bettelte um Gnade – und dann herrschte ganz abrupt Stille.

Das Dröhnen verhallte, und das Leuchten im Nebel wurde irgendwie auf diffuses Dämmerlicht gedimmt.

»Oh mein Gott ...« Esther schluchzte fassungslos auf und klammerte sich an ihren Mann.

John Jason schlotterten selbst die Knie, als er sie im Arm hielt. »Was geht hier nur vor?«

Es mochten noch zwanzig Meter bis zum ersten Abgang zur Tube sein. Aber wie es aussah, waren diese zwanzig Meter weiter als die Strecke von Dover nach Calais.

»Komm, Esther. Gehen wir, solange sie beschäftigt sind. Es ist nicht mehr weit, wir schaffen das ...« Er schleppte sie mehr, als dass er sie führte. Sie taumelten gerade die York Road hinunter, da stachen plötzlich zwei Lichter durch den Nebel, magischen Augen gleich, und das Geräusch näher kommender Motoren setzte ein. Kurz darauf hielt ein silberfarbener Volvo XC90 SUV mit quietschenden Reifen neben ihnen, die Fahrertür wurde aufgerissen – und Boone sprang heraus.

»Schnell, rein ins Auto!«, schrie er und riss die hintere Tür auf. Ehe das Paar sich's versah, hatte er es hineingeschubst. Esther und John Jason fielen halb übereinander, und gleich darauf ging es mit Vollgas weiter, über die Stamford zur Blackfriars, um über die Themse auf die A 1 North zu gelangen.

»Boone, wo kommen Sie auf einmal her?«, fragte John Jason, während seine Frau und er sich auf der Rückbank auseinandersortierten.

»Eine Nebenwirkung«, antwortete Boone, während er sich in halsbrecherischer Geschwindigkeit in den Verkehr einfädelt. »Wir sind noch frisch miteinander ver-

bunden. Deshalb spürte ich Ihre Angst, und, na ja, was soll ich sagen – es könnte unangenehm für mich werden, wenn Ihnen während unserer Verbindung etwas passiert. Verflucht, warum haben Sie nicht auf mich gehört und sind gleich abgehauen?«

»Es war noch Champagner da«, antwortete Esther. Es klang beinahe trotzig.

»Würden Sie uns jetzt zu unserem Hotel fahren, Boone?«

»Vergessen Sie's. Lassen Sie sich Ihre Sachen von mir aus nachschicken, aber wir verschwinden jetzt auf dem schnellsten Weg nach Norden. Crosby, sagten Sie, Ma'am?«

»Ja, aber wir ...«

»Hat Ihnen das Abenteuer etwa nicht gereicht?«, keifte Boone und riss gerade noch rechtzeitig das Steuer herum, bevor er auf einen bremsenden Wagen auffuhr.

»Halten Sie an!«, befahl John Jason.

»So sehen Sie aus!«

Der Mancunian hatte genug. Er verpasste Boone einen Hieb gegen den Hinterkopf und zog ihn dann kräftig am spitzen langen Ohr. »Anhalten! *Sofort!*«

»Au, au!«, schrie Boone auf. »Ist ja gut, Mann, beruhigen Sie sich!« Er lenkte den Wagen an den linken Straßenrand, stoppte und schaltete den Warnblinker ein. Dann drehte er sich um. »Zufrieden?«

John Jason atmete heftig, aber seine Stimme klang beherrscht. »Sie erklären uns sofort, was hier los ist, oder, ich schwöre Ihnen bei Gott und allen Erzengeln, Sie werden es bereuen!«

Esther drückte sich an ihren Mann und nickte beipflichtend, die Lippen fest zusammengepresst.

Boone hob beschwichtigend eine Hand. Er seufzte. »Also gut. Sie werden es sowieso nicht verstehen. Oder glauben. Aber was soll's, bald werdet ihr euch notgedrungen alle damit abfinden müssen, dass es wahr ist.«

»Dass was wahr ist?«, stieß John Jason zwischen den Zähnen hervor.

Boone wies um sich. »Das hier ist nicht die einzige Welt. Wie in euren Märchen, ja? Die Anderswelt *ist* da. Sie existiert. Heute noch, neben, zwischen, unter und mit euch.« Er tippte gegen sein malträtiertes Ohr. »Sie haben es gerade getestet. Das da ist kein Mister Spock, sondern echt. Ich bin ein Elf, und ich stamme ursprünglich aus Llundain. Und bevor Sie nachfragen, den Namen habt ihr von uns geklaut, nicht umgekehrt.«

Das Paar hörte ihm aufmerksam zu. Mit völlig unbewegten Gesichtern.

»Llundain«, fuhr Boone fort, »ist das Elfenkönigreich, das in etwa das Gebiet des heutigen London innerhalb des Orbitals umfasst. Seine Herrscherin ist Königin Bethlana. Llundain ist tributpflichtig an das Großreich Earrach, aber wie die meisten Königreiche autonom – mit Ausnahme des Kriegsfalls. Tja, und da sind wir schon bei unserem aktuellen Problem: Es herrscht Krieg, und jeder, der waffenfähig ist, wird eingezogen. Für die eine oder andere Seite. Eben je nachdem, wer schneller ist. Aber der alte Boone will da nicht mitmachen, verstehen Sie?«

Das Paar war sich nicht so ganz sicher, ob es verstand oder verstehen wollte. Andererseits waren John Jason und Esther Engländer und besaßen entsprechenden Sportsgeist. Es gab kaum etwas, das einem Engländer *zu* absurd vorkommen konnte. Und als wohlherzogene, gut situierte Inselbewohner waren sie es gewohnt, auch das Bizarre mit stoischer Gelassenheit hinzunehmen.

»Wie«, John Jason räusperte sich, »wie kommt es zum Kontakt zwischen ... uns und ... euch?«

»Tja, die Besonderheit dieses Reiches liegt darin, dass die Grenzen nie ganz geschlossen worden sind. Llundain ist immer noch eng an eure Welt angegliedert, die Übergänge sind fließend. Allerdings nur unterirdisch, oberir-

disch hattet ihr bisher eure Ruhe – abgesehen von einigen Besuchern wie mir, aber die fielen euch nicht weiter auf.« Boone grinste.

»Unterirdisch?«, flüsterte Esther, bleich wie ein Bettlaken.

»Ja, Ma'am. Da unten liegt Middleark, wo nicht nur ausgestoßene Menschen in den verlassenen Stationen und Tunnels leben, sondern auch meinesgleichen haust. Ein Zwischenwelt-Reich. Aber das ist vorbei, ich meine, die Trennung der Welten. Sie haben's doch gesehen, oder? Das Flackern am Himmel, der merkwürdige Nebel ...«

John Jason schluckte hörbar. »Was ... was waren das für Wesen, die ... diese armen Tröpfe geschnappt haben?«

»Unseelie«, erklärte Boone. »Sie holen sich nachts Menschen und treiben bösen Schabernack mit ihnen, zwingen sie zu schlimmen Taten gegen andere Sterbliche. Was Sie eben sahen, war nur ein Vorgeschmack dessen, was folgen wird. Sie haben Glück gehabt, dass ich Sie rechtzeitig fand, sonst hätten die Sie unten in der Station aufgestöbert. Schöne, reine Seelen, an denen noch mein Geruch haftet ... Sie hätten überhaupt keine Chance gehabt, denen zu entkommen. Ein gefundenes Fressen!«

Esther tupfte sich mit einem Taschentuch die Stirn ab, bewahrte aber Haltung. »Und ... wie geht es jetzt weiter?«

»Hier können Sie nicht bleiben, so viel steht fest. Sie haben keine Ahnung, wie man in dieser Stadt überlebt. Die Londoner erfassen instinktiv, wenn etwas nicht stimmt, und gehen dem aus dem Weg. Sicher ist Ihnen aufgefallen, dass Sie die einzigen Menschen auf der Straße waren, obwohl diese Stadt praktisch nie schläft, nicht im Zentrum. Sie aber haben nicht auf mich gehört, und nun haben die Unseelie Ihre Spur aufgenommen.«

Boone deutete mit dem Daumen zur Frontscheibe. »Ich schlage Ihnen einen Handel vor. Wir fahren alle miteinander nach Crosby. Ich komme als Freund der Familie mit, Sie geben mir Unterkunft, und dafür erhalten Sie meinen Schutz. Denn glauben Sie mir – keiner ist mehr sicher.«

John Jason wollte aufbrausen, doch Esther legte ihm eine Hand auf den Arm. Sehr ruhig sagte sie: »Mister Boone, beleidigen Sie nicht unsere Intelligenz. Sie tragen uns diesen Handel an, um weiterhin von unserer Energie zu profitieren, und außerdem besteht ja diese ... Verbindung, wie Sie sagten. Es geht Ihnen nur um sich, nicht um uns.«

»Ma'am, ich sagte es schon – Sie sind eine kluge Frau. Was erwarten Sie? Ich bin ein Elf. Aber ganz ehrlich, Mister und Mistress Miller-Billingham: Auch Sie werden von unserer Abmachung profitieren.« Erneut zeigte er seine prächtigen Zähne in einem breiten Grinsen. »Ich bin ein angenehmer Reisepartner und ein weltgewandter Gentleman. Ich kann Ihnen viele interessante Geschichten erzählen. Sie werden eine sehr vergnügte und abwechslungsreiche Zeit erleben und interessante Leute kennenlernen. Außerdem werde ich mich finanziell revanchieren – auf meine Weise, gewiss, aber Sie werden es nicht bereuen. Mein Elfen-Wort darauf!«

»Schön, schön«, sagte John Jason mürrisch. »Und Ihr Elfen-Wort bringt uns schnurstracks ins Gefängnis, oder? Sie haben diesen Wagen schließlich gewiss nicht auf legale Weise erworben, sondern gestohlen. Wir können darauf warten, dass uns die Polizei schnappt.«

Boones Heiterkeit tat der Vorwurf keinen Abbruch. »Das haben Sie eben nicht gewusst. Behaupten Sie einfach, ich hätte Sie entführt.«

»Das ist doch völlig verrückt«, bemerkte John Jason. Er lehnte sich zurück, stützte das Kinn auf die Hand und starrte aus dem Fenster.

Esther zuckte die Achseln. »Fahren Sie los, Boone.«
Dann wandte sie sich ihrem Mann zu. »Sehen wir doch einfach, was passiert, mein Lieber. Was riskieren wir schon?«

»Außer dem Knast?« Misstrauisch musterte er sie. »Es fängt an, dir Spaß zu machen, was?«

»Teufel, ja!« Esther lachte. »Bisher haben immer die anderen groteske Geschichten erzählt – nun sind wir an der Reihe! Wir waren doch nie im Leben spontan. Selbst unsere gediegenen Eltern halten uns für hoffnungslos langweilig. Unsere Hochzeitsreise nach London war unser erstes Wagnis!«

»Du hast immer noch einen Schwips.«

»Kann sein. Aber wenn wir schon in einem echten Abenteuer stecken, will ich es auch miterleben, anstatt mir bloß welche im Fernsehen anzuschauen!«

»Das ist ein Wort!«, bekräftigte Boone. »Sie sind ein Glückspilz, Mister Billingham, wenn eine solche Frau an Ihrer Seite ist.«

»Jason«, sagte der distinguierte Mittfünfziger stirnrunzelnd. »Fahren Sie endlich, Boone, ich will hier keine Wurzeln schlagen.« Er schüttelte den Kopf. »Unseelie – also wirklich. Ausgerechnet die Schotten! Als Nächstes heulen wir noch alle den Mond an.«

»Mir wäre mehr nach einem Gläschen Champagner«, erwiderte Esther und rekelte sich zufrieden in den Sitz.

2 Die gute Fee von Llundain

Wann wirst du endlich fertig, Ducko?«, fragte Königin Bethlana ungeduldig.

»Bitte gleich, bitte sofort, Majestät«, eilte sich der Schneider zu antworten und watschelte auf seinen entenartigen, nur mit Gamaschen bedeckten Füßen um seine Herrin. Die weißen Federn an seinen Armen flatterten, und sein Bürzel zitterte vor Aufregung. Bei den ruckartigen Bewegungen wirbelten die langen Frackschöbe durch die Luft, und das Monokel konnte sich kaum auf seinem breiten Schnabel halten. Das samtene *bai read* saß dem Schneider schief auf dem Kopf, was ihn erstaunlich keck wirken ließ. »Ohh, das wird perfekt, wunderbar, einzigartig!«

»Ich will's hoffen«, sagte die Königin und seufzte. »Schließlich muss ich gut aussehen, falls ich Fanfreluche, dieser alten Flitterschnepfe, begegne! Seit Tagen schon sagt sie ihren Besuch an.« Ungeduldig wedelte Bethlana mit den Händen, an denen Fingerputzerchen beschäftigt waren: kleine Elfen, die auf den ersten Blick Fliegen zum Verwechseln ähnlich zu sein schienen. Mit ihren Rüsseln brachten sie die Nägel zum Glänzen, feilten sie mit Mundwerkzeugen rund und reinigten gründlich die Hautporen. Auf ihre zarten blassen, langgliedrigen Hände war Bethlana besonders stolz. Sie gestikuliert daher gern mit ihnen. Ihre lutetianische Halbschwester Fanfreluche besaß nur dürre, verknöcherte Spinnenfinger mit langen Krallen. Daher brachte es sie stets zur Weißglut, wenn Bethlana ihre schönen Hände demonstrativ zur Schau stellte.

Ducko – eigentlich *Sir* Ducko – war der königliche Hofschneider und der Begabteste seiner Zunft, zumindest seinen eigenen Aussagen zufolge. Er hatte stets viel zu tun, denn Bethlana verlangte ständig nach neuer Mode, noch ausgefalleneren Kleidern und Frisuren, Schmuck und Schuhen. Sir Duckos Handlanger lagen in ständigem Wettstreit um die schönsten Entwürfe. Und die Königin verbrachte den Großteil ihrer Zeit damit, sich zu pflegen und zu schmücken.

»Ich verliere die Geduld, mein Lieber!«, beschwerte sie sich mit ihrer hohen Fistelstimme, die immer ein wenig nervös klang. Bethlana war ziemlich flatterhaft und konnte kaum still sitzen. Ihrem Rücken entsprangen vier hauchzarte, schillernde Libellenflügel, die bereits ziemlich schnell schwirrten.

Zum Fliegen taugten sie nicht, aber sie zeigten sehr gut Bethlanas Launen an. Und die Feenkönigin hatte deren viele. Einige Händler hatten ihr schon welche zu horrenden Beträgen abkaufen wollen, doch Bethlana behielt sie eisern. Sie hatte für jede Laune einen Namen, denn sie waren wie ihre eigenen Kinder für sie. Zusammengefasst bezeichnete sie sie als »Moody«, und wer schlau war, widersprach ihnen nicht. Besonders den miesepetrigten.

»Es ist wirklich gleich so weit, teuerste Königin«, quakte Sir Ducko, und sein Schnabel klapperte aufgeregt. »Doch diese Dinge müssen perfekt sein, sonst sind sie Schund!«

»Unglauberta sagt, dass du das Werk absichtlich verzögerst«, nörgelte Bethlana. »Hach, und nun überkommt mich langsam die Fliegende Hitzigunde!«

Sämtliche Bediensteten schwirrten, watschelten und krabbelten um und auf der Königin, um im Eiltempo fertig zu werden. Mit der Fliegenden Hitzigunde wollte keiner zu tun haben, immerhin gehörte sie zu den unerträglichsten Moodys.

Ein Fächelschwanz flatterte herbei, klappte seinen prächtigen Fächer auf und wedelte Bethlana Duftstaub ins Gesicht, der sie besänftigte.

»Fertig! Fertig!«, schnatterte Sir Ducko aufgeregt und schlug die Federn zusammen. Beglückt tanzte er um seine Königin. »Ach, es ist ein Meisterwerk. *Ihr* seid ein Meisterwerk!«

»Lass mich sehen, lass mich sehen!« Zwei Kammerdiener halfen der Königin auf die zierlichen Füße, und sie trat vor den flimmernden Staubschleier, der ihre Gestalt spiegelte.

Sprachlos vor Staunen verharrte sie. Ihr rosenwanziges Apfelgesicht war umrahmt von einer fein ziselierten Schmuckkrone, die wie ein Reif gearbeitet war. Dahinter türmten sich ihre goldbraunen Haare zu einer kunstvollen Frisur auf, die an eine Pagode in einem romantischen Teich erinnerte. Sogar Fische in Form kleiner roter Juwelen schwammen darin. Der Hals war von einem Rüschenkragen bedeckt, dann folgte das tief ausgeschnittene Kleid in dezenten Farben, damit der Halschmuck, ein weit ausladendes Collier, gut zur Geltung kam. Das Brokatmieder schnürte den üppigen Busen hoch, was die schmale Taille umso mehr betonte. Dazu ein langer, weich fließender Rock und eine Schleppe sowie ein wahrhaftig königlicher Umhang, der ein Stück über ihren Schultern schwebte, gehalten von Levitierenden Pustebumen, die wie eine Saumverzierung angeordnet waren.

Bethlana drehte sich in Schwanenfederschuhem um ihre eigene Achse und betrachtete sich von allen Seiten. »Meisterhaft! Wirklich!«, rief sie mit hoher Mädchenstimme. »Glücklilly, Heiterkati und Wonneprop stimmen mir zu!«

Alle anwesenden Elfen atmeten erleichtert mit einem sanften Seufzen aus, neigten die Köpfe zur Seite und bewunderten die Königin und ihre guten Launen.

Damit jeder ihr wunderbares neues Outfit bewundern konnte, rauschte Bethlana aus ihrem Schloss in den Park. Das Schloss selbst war äußerst verschachtelt und verspielt, mit vielen spitzen Türmchen, Erkern, Vorbauten, Wandelgängen in verschiedenen Etagen. Die Zinnen dienten nicht der Wache und Verteidigung, sondern als Verbindung von einem Bereich zum anderen. Viele bunte Wimpel und Fahnen flatterten auf den Turmspitzen, je nachdem, wer gerade zu Gast war oder welche Launen die Vorherrschaft hatten.

Ob zu Fuß, per Sänfte oder Reittier wurde das Schloss durch einen gewaltigen Torbogen betreten, zu dem eine golden schimmernde Prachtstraße führte. Schloss Grian-san, was so viel wie »Sonnensang« bedeutete, lag in einer idyllischen Ebene, umgeben von rauschenden Wäldern, Seen und Orchideenwiesen. Der Park bestand hauptsächlich aus prächtig bunten Büschen und kunstvollen Heckenfiguren, mit verschwiegenen Lauben und verträumten Teichpagoden. Überall stolzierten Pfauen, schlugen Rad oder stießen ihren charakteristischen Schrei aus, und es gab viele, viele Enten. Diese allerdings waren manchmal ein Problem für Sir Ducko, wenn die holde Weiblichkeit ihm quakend hinterherlief und ihre Schnäbelchen an seinen mit weißer Seide bedeckten Waden rieb.

Das Volk Llundains gab sich hauptsächlich dem Müßiggang hin. Zur Bewegung frönten seine Angehörigen höchstens mal einem Cricketspiel hie und da oder tagelanger Amselbeobachtung, und wenn einmal jemand besonders lebhaft wurde, eben einer Partie Golf. Das Land war reich, denn Hochkönig Fanmór hatte seit Jahrhunderten den Tribut nicht erhöht und auch sonst kein Interesse gezeigt. Bethlana war dem Riesen deswegen manchmal ein bisschen gram, weil sie sich übergangen fühlte, aber Miesepetra hielt sich bei ihr nicht lange auf. Schließlich hatte die Königin in ihrem kleinen Reich genug Verehrer.

So auch nun, da sie ihr Schwanenboot betrat, um den kleinen Flusslauf entlang durch ihren Park zu gleiten. Die Männer liefen, staksten oder flatterten auf Stegen und Brücken nebenher und machten ihre Aufwartung, erbaten ihre Gunst, eine Einladung zum Dinner oder vielleicht auch ein bisschen mehr.

Bethlana kicherte mädchenhaft und versteckte ihr Gesicht hinter einem Fächer aus Pfauenfedern. Sie genoss es, derart umworben zu werden, und um den Wettbewerb auf gleichbleibender Flamme zu halten, blieb ihre Tür zum Schlafgemach stets zu. »Was sollte ich überhaupt mit einem Mannsbild anfangen?«, pflegte sie zu ihrer Kammerzofe zu sagen. »Ich bin zudem eine schickliche Königin.«

»Aber Ihr seid eine Elfe!«, hatte einmal ein abgewiesener Gast verdattert zu Bethlana gesagt. Er war noch sehr jung gewesen und hatte sich nicht gut in der Anderswelt ausgekannt, weil er als Wechselbalg aufgewachsen war.

»Oh nein, mein Bester«, hatte sie erwidert. »Ich bin eine *Fee* und entstamme dem Äther. Für irdische Genüsse bin ich nicht zu haben.«

»Und Eure Schwester, was ist die?«

»Die ist eine *böse Fee*.« Punktum. Bethlana schätzte es nicht, wenn ihre Halbschwester Fanfreluche erwähnt wurde.

Früher, in der alten Zeit, hatte Bethlana ab und zu den Menschenkindern ihre Aufwartung gemacht und ihnen Wünsche erfüllt. Doch das war lange her, und die Menschen waren ihr nicht undankbar deswegen, denn meistens war bei der Wünscherei etwas schiefgegangen, nicht selten durch die Schuld der Launen. Bethlana war eine gute Fee, aber nicht sonderlich begabt, unstet und oberflächlich.

Dennoch brachte das Volk Llundains ihr große Zuneigung entgegen, denn unter ihrer Herrschaft blühte das

Reich. Das Land fühlte sich wohl mit ihr an seiner Spitze.

»Majestät! Ehrenwerte Königin! Auf ein Wort, ich bitte Euch!« Meister Harmbickel kam mit wehendem Talar angerannt, hüpfte auf seinen dünnen Beinen am Steg auf und ab und winkte heftig mit den überlangen Armen. Er entstammte einer merkwürdigen Liaison der Herrin der Netzweberinnen mit einem Vagabundierenden Schrumpfriese, sodass nichts an ihm zusammenpasste und außerdem seine Größe nahezu täglich wechselte. An diesem Tag maß er gut eineinhalb Mannslängen und war entsprechend bohrend dünn, ein Windstoß hätte ihn umblasen können.

»Was will er denn schon wieder?« Die Königin seufzte und flatterte mit den Händen. »Kann ich denn nicht *einmal* in Ruhe einen Ausflug genießen?« Dann stieß sie einen leisen Schrei aus, weil sich eine Sorgenfalte in ihrem Kleid bildete. »Ducko! Mein Lieber, rette mich!«

Sofort sprang der Schneider zu ihr ins Boot. Entrüstet quakende Entendamen blieben am Steg zurück und schlugen mit den Flügeln. »Sofort, sogleich, das haben wir schnell ... Ihr dürft Euch nicht aufregen, keine Nervosität, und alles ist bestens.«

»Wie soll ich das, wenn er keine Ruhe gibt?« Bethlanas Libellenflügel schlugen wie wild. »Was ist denn, Harmbickel?«, rief sie schließlich ärgerlich.

»Ich bringe Neuigkeiten und keine guten!«, antwortete ihr Berater. »Auf ein Wort nur, Majestät, es müssen Entscheidungen getroffen werden!«

Bethlana sah die anderen Berater am Ufer stehen und winken. »Da komme ich wohl nicht umhin«, murmelte sie und scheuchte die schlecht gelaunten Moodys davon. »Also schön, zurück zum Ufer! Ich setze den Spaziergang ein andermal fort.«

Meister Harmbickel wirkte sehr erleichtert, und die anderen Berater setzten wichtige und ernste Mienen auf.

»Was ist?«, wiederholte die Königin und faltete die Flügel ordentlich zusammen, während sie zum Schloss zurückgingen. Nun musste sie Würde und Nonchalance zeigen. »Wieso seid ihr alle versammelt?«

»Der Krieg um Earrach entbrennt von Neuem!«, platzte Meister Harmbickel ohne weitere Umschweife heraus. »Königin Bandorchu hat sich des Sohnes des Frühlingszweielichts bemächtigt! Hochkönig Fanmórs eigener Sohn ist auf dem Weg zu ihr, um ihn auszulösen!«

Bethlana hielt sich die Hand vor den Mund und gähnte verhalten. »Unschön. Und ...?«

»A... aber Majestät, das bedeutet, auch wir sind davon betroffen!«, stammelte Harmbickel nervös. »Von überall her werden Kampffähige eingezogen, entweder zur einen oder zur anderen Seite. Und die Grenzen fallen!«

»Mein Reich betrifft das nicht ...«, setzte Bethlana an und wurde rüde unterbrochen, was sie mit einem Stirnrunzeln quittierte.

»Seht Euch doch um! Alles verfällt, der Herbst hat längst Einzug gehalten, und bis zum Winter ist es nicht mehr lang hin. In Middleark sind ebenfalls Kämpfe ausgebrochen. Viele Elfen wollen das Beste aus der Zeit machen, die ihnen noch verbleibt, und beanspruchen Macht und mehr.«

»Dafür ist Fanfreluche zuständig.«

»Was, wenn sie die Grenze nach Llundain nicht halten kann?«

Belanpan, ein großer, aufrecht gehender Frosch, mischte sich ein. »Jemand könnte Schloss Griansan angreifen, Mylady.«

»Mein Heim? Aber warum denn?«, fragte Bethlana erstaunt.

»Um es zu besetzen. Zu übernehmen. Euch vom Thron zu stoßen«, antwortete der geierartige, bucklige Goru schonungslos ehrlich.

Meister Harmbickel musste sich den Schweiß von der Stirn wischen. »Goru, also wirklich ...«

Bethlana war so verwirrt, dass sie nicht einmal Angst empfand. Sie sah die düstere, krumme Gestalt des Beraters nur an. »Das wäre möglich?«, fragte sie nach einer Weile.

Goru wies um sich. »Euer Schloss besitzt keinen Graben, geschweige denn irgendwelche Schutzwehren, Mauern oder Schanzen. Am Tor habt Ihr zwei schläfrige Wachen stehen, und Eure Palastgarde zählt insgesamt ... wie viele Mann?«

»Nun, äh ... Harmbickel?«

»Ich glaube, acht.«

»Das ist alles, was Ihr zur Verteidigung aufbietet!«, setzte Goru mit Leichenbittermiene fort. »Ihr besitzt kein Heer und auch sonst nichts, um Llundain zu verteidigen.«

Bethlana nestelte nervös an den Rüschen ihres Ärmels. »Ich habe solche Dinge nie gebraucht. Ich bin eine gute Fee des Friedens ...«

»Eben deshalb«, sagte Harmbickel rasch, bevor Goru fortfahren konnte, »müssen wir etwas unternehmen, und zwar sofort, Majestät. Wir brauchen Krieger, wir brauchen Schutzmauern, magische Verteidigungswälle ... all das. Königin Bandorchu dürfte Llundain wegen seiner guten strategischen Lage zu schätzen wissen.«

»Mein Reich ist klein und abgelegen und ... und ...«, klammerte die Königin sich hartnäckig an etwas, das nicht mehr existierte. Doch nicht alle Wünsche waren erfüllbar.

»Gebt uns die Erlaubnis, sofort etwas zu unternehmen«, verlangte Goru. »Wir brauchen Eure Unterschrift auf den erforderlichen Papieren. Jeder Augenblick zählt.«

Damit war die Königin endgültig überfordert. Hilfe suchend sah sie sich um und entdeckte in der Nähe, un-

übersehbar, endlich ihre Vertraute und beste Freundin. »Adelaide!« Sie wedelte hektisch mit den Armen. »Komm zu mir, bitte, ich brauche dich!«

Die Berater zogen indignierte Mienen, als der Boden unter den schweren Tritten der Herannahenden leicht bebte. Adelaide war ein Prachtexemplar ihrer Art, ein wenig wie moosbewachsener Stein und von großer und kräftiger Statur.

»Mylady«, dröhnte die Stadttrollin so laut, dass sich einige die Ohren zuhalten mussten. »Ihr habt mich gerufen.«

»Hast du alles mitgehört?«

»Klar. War ja keine Flüsterrunde.«

Adelaide musterte die Berater, die sich leicht duckten, mit scharfen Blicken. »Wird Euch nich' gefallen, was ich dazu zu sagen hab, Mylady.«

»Oh ...« Bethlanas rosiges Puppengesicht wurde bleich. »Dann bist du also auch gegen ... gegen ...«

»Euch? Nich' die Spur, Ma'am. Und die annern hier sin's auch nich', auch wennse tranfunzelige Männer sin'.«

»Erlaube mal!«, quakte der Froschelf empört, doch die Trollin winkte mit einem Windstoß ab.

»Sagen wir mal so, Mylady, in Middleark steht's echt nich' zum Besten«, fuhr Adelaide fort. »Nach allem, was mit mei'm Sohn Pocky passiert is' und so, und die Stimmung is' allgemein ziemlich schlecht. Ich hab auch das Gefühl, als verschwömmen die Grenzen immer mehr, und die Sterblichen oben merken's auch. In Middleark selbst breiten sich immer mehr Gangs aus, üble Typen, wie die Unselie beispielsweise ... Es heißt, die gehör'n zum Host ... Wenn das wahr is', na dann guten Tag! Dann isses zu Eurem Schloss nich' mehr weit. Wir woll'n Euch ja nur schützen und dieses wundervolle Reich, was?«

Die Berater entspannten sich und wirkten erleichtert.

Adelaide lachte dröhnend. »Ja, das hättet ihr nich' geglaubt, was? 'ne Trollin, die denken kann. Aber vergesst nich', mein Vater war einer der zweiundvierzich Steinweisen!«

Königin Bethlana zog ein Schnupftüchlein und betupfte damit die zarte Haut über der Oberlippe. »Also, dann hat uns der Niedergang eingeholt«, stellte sie resigniert fest. Einige Launen lösten sich aus ihrer kunstvollen Frisur und flatterten über ihrer umwölkten Stirn. »Ich hatte so sehr gehofft, es möge nie dazu kommen.« Sie hob die weiten Falten ihres Kleides an. »Seht her, speziell dafür habe ich dies anfertigen lassen, um das Volk dort draußen die Angst vergessen zu lassen! Llundain sollte unangreifbar sein ...«

Sämtliche Berater, selbst der düstere Goru, verneigten sich ergriffen vor ihr. »Wir werden Euch schützen, Mylady, das schwören wir bei unserem Leben!«, versprachen sie pathetisch im Chor und schritten eilig von dannen, um die nötigen Papiere vorzubereiten.

Bethlana wandte sich Adelaide zu. »Und du wirst mich jetzt auch verlassen, nicht wahr?«, fragte sie kummervoll.

»Ich muss, Mylady«, bestätigte die Trollin. »In Middleark geht's wahrscheinlich drunter und drüber. Da muss ich zusehen, dass Fanfreluche keinen Unsinn macht. Irgendwer hat dort Ordnung zu halten, un' ich hab auch die Hoffnung noch nich' aufgegeben, Pocky wieder freizukriegen.«

»Also dann, geh!« Bethlanas große Augen füllten sich mit Tränen, was einigen Staublingen Anlass gab, sofort zu fliehen – denn ein wahres Meer konnte sich über sie ergießen, wenn die Königin lauthals weinte. »Geht nur alle und verlasst mich, ich habe es wohl nicht besser verdient ...«

»Na, ich komm ja wieder«, erwiderte Adelaide und vollzog mit knirschenden Gelenken einen Knicks. »Kei-

ne Sorge, Majestät, Euch würd' ich niemals nich' im Stich lassen, eher geht die Welt unter. Aber jemand sollte dort drüben nach dem Rechten sehen, is' ja schließlich immer noch Euer Reich, auch wenn Fanfreluche Vizekönigin is'.«

»Ich weiß nicht, was ich ohne dich machen würde«, hauchte Bethlana und winkte theatralisch mit dem Schnupftüchlein. »Lebe wohl und kehre bald zurück, Adelaide, denn ich brauche dich sehr!«

»Sicher, Ma'am. Seid ganz beruhigt und haltet die Moodys im Zaum, dann kann gar nix passieren. Wir schaukeln das schon.«